

Neulich war ich mit meinem Freund H. verabredet. Wir kennen uns seit 1986. Als ich damals zur Sportredaktion der Süddeutschen Zeitung kam, war H. Praktikant. Als ich erzählte, dass ich am Wochenende umziehen würde, fragte H.: „Hast du jemanden, der dir hilft?“ Ich hatte niemanden. H. sagte: „Welche Adresse, und wann soll ich da sein?“ Drei Tage später stand er pünktlich vor der Türe, gut gelaunt, schnappte sich einen alten Bauernschrank und trug ihn alleine in den fünften Stock.

„Allet Sklaven von dem Uli und dem Kalle“

Wir trafen uns in einer Kneipe am Savignyplatz, Ecke Grolmannstraße. Tiefstes Charlottenburg, nicht weit vom Kudamm. Das Lokal heißt „Die kleine Wirtin“. Wir wollten Champions League gucken. Liverpool gegen Bayern, Achtelfinale, das Hinspiel. Fußball in der Kneipe ist schon lange nicht mehr mein Ding. Aber Liverpool gegen Bayern – das klang vielversprechend. Ich kann mich noch gut an das Treffen im Europapokal der Landesmeister 1981 erinnern. Halbfinale. Hinspiel in Liverpool 0:0. Rückspiel im Olympiastadion 1:1. Die Bayern waren raus. Ich habe sogar noch das 0:1 von Kennedy vor Augen. Erstaunlich, was man noch weiß, wenn es einem mal wichtig war.

„Die Kleine Wirtin“ sieht aus wie die meisten Fußballkneipen. Große Bildschirme, dazwischen gerahmte Fußballplakate und -trikots. An der Decke Fanschals. Schon eine Stunde vor Anpfiff war der Laden rappellvoll. Ich zwängte mich in die letzte freie Lücke am Tresen und wartete auf H. Vor mir stand ein mürrischer älterer Herr. Neben mir ein fröhlicher Vierziger. Der ältere Herr war Berliner. Der Mittvierziger, ein Niederbayer: er war bei einem Freund zu Besuch.

„Fußballmillionäre“, moserte der Berliner, „allet Sklaven von dem Uli und dem Kalle, kiek mal, da sitz'n se, de zwee Kriminellen“. Der Niederbayer, ein Roter durch und durch, meinte, wenn in einer Bran-

Der Sport und ich

VON GERHARD WALDHERR

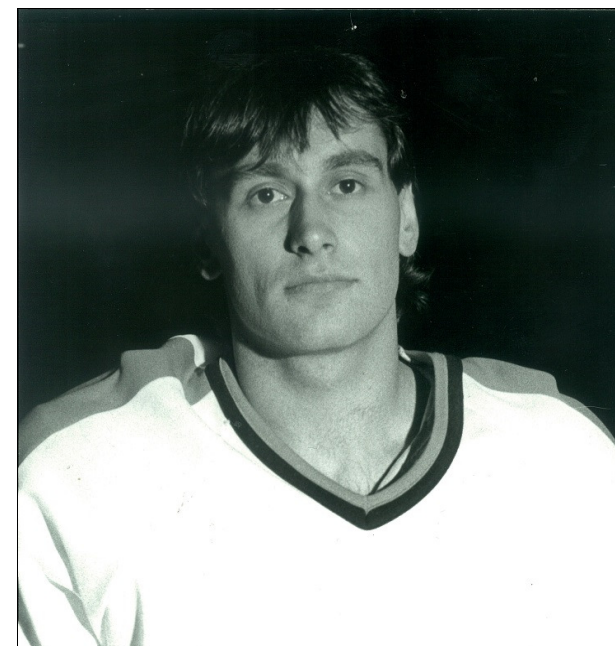
che Milliarden umgesetzt würden, wäre es nur okay, die Hauptdarsteller angemessen zu bezahlen. Außerdem werde keiner gezwungen, in München Fußball zu spielen. Und, das ganz nebenbei: „Du hast auch schon mal bei der Steuer beschissen oder eine Stange Zigaretten geschmuggelt.“ Männergespräche zu Männermusik von Johnny Cash. Wie es sich gehört für eine Männerkneipe.

Irgendwann kam H. und stellte sich dazu. Man debattierte fortan über Dribblings, Grätschen und Fehlschüsse, und der Niederbayer stellte fest: „Was der Hummels heute spielt, macht ihm in Deutschland auf dieser Position keiner nach.“ Und so wurde es ein netter Fußballabend, auch weil der Kellner unermüdlich mit vollen Tablett durch die Menge turnte wie im mongolischen Staatszirkus. Applaus und anerkennendes Raunen für die Leistung des FC Bayern nach dem Schlusspfiff. Der Berliner trank aus und ging. Der Niederbayer sagte: „In da Allianz Arena pack mas, dem Kloppo seine Breznsalzer.“ Aus den Lautsprechern dröhnte „Stern des Südens“.

Mit Bleiwesten den Blomberg hoch

H. und ich bestellten noch eine Runde und redeten über Frau und Kinder, was demnächst beruflich ansteht. Wir stellten fest, dass H.s Fitness überragend ist und meine Cholesterinwerte... Ach, lassen wir das. Und dann bestellten wir noch zwei Williams. Irgendwann fragte H.: „Wärst du heute noch gerne Sportjournalist?“ Ich murmelte irgendwas von Anfield Road, mal erleben, wäre nett, aber nur zum Spaß und wenn es nichts kosten würde: „Über Fußball schreiben würde ich nicht mehr wollen.“

Das möge jetzt bitte keiner falsch verstehen. Ich habe großen Respekt vor sportlichen Leistungen.



Gerhard Waldherr, Eishockeyprofi. FOTO: PRIVAT

Selbst wer es nur in die nationale Spitze schafft, hat vermutlich seine halbe Kindheit und Jugend geopfert. Die Voraussetzung für Erfolg im Profisport ist ein Perpetuum mobile aus Schmerzen, Entbehrungen und Rückschlägen, allenfalls begleitet von flüchtigen Glücksmomenten. So war es jedenfalls bei mir in der Zweiten Eishockey-Bundesliga. Zwei Mal täglich Training, zwei Spiele pro Woche, donnerstags und samstags Ausgangssperre nach 22 Uhr. Im Sommer hetzten wir mit Bleiwesten den Blomberg hoch. Mit 24 war Schluss mit diversen Platzwunden, einem Dutzend Knochenbrüchen, der rechte Arm nach zwei komplizierten Brüchen komplett im Eimer.

Aber es war auch etwas Gutes dabei: Im Januar wurde ich von der SZ interviewt für die Rubrik „Formsache“. Die erste Frage lautete: „Sport ist...“



Gerhard Waldherr als Reporter in Mathare, dem Slum von Nairobi.

FOTO: PRIVAT

Antwort: „... wichtiger für den Kopf als für den Körper, weil er Willenskraft, Disziplin und Zielstrebigkeit schult. Und einen zwingt, mit Niederlagen umzugehen. Ich habe meiner Zeit als Eishockeyspieler diesbezüglich viel zu verdanken“.

Ohne den Sport wäre ich wohl auch nicht Journalist geworden. Als der EC Bad Tölz, mein damaliger Verein, eine Stadionzeitung einführte, sagte der Klubpräsident: „Die schreibst du.“ Ich: „Warum?“ Der Klubpräsident: „Weil du BWL studierst, du bist der einzige in diesem Haufen, der einigermaßen Deutsch kann.“ Dass ich 20 Prozent der Anzeigeneinnahmen behalten durfte, war das überzeugendere Argument.

Ein Jahr später traf ich in einem Tölzer Wirtshaus Sigi Heinrich, der gerade von den Bad Tölz-Wolfratshauer Neuesten Nachrichten zum SZ-Sport nach München gewechselt war. Als er hörte, dass ich die Texte für die Stadionzeitung schrieb, schickte er mich zu Armin Gibis, seinem Nachfolger in der Wolfratshauer Redaktion.

Dort fing ich an, für 50 Pfennig die Zeile über A-Klassen-Fußball und Nachwuchsskiläufer des SC Lenggries zu berichten. Als Ludwig Koppenwallner bei der Süddeutschen Zeitung als Ressortleiter in Rente ging, wurde ich von Sigi als Volontär vorgeschlagen. Unerklärlicherweise nahm man mich. Ein für heutige Verhältnisse undenkbarer Werdegang.

Ich war gerne Sportjournalist. Wie auch nicht? In meiner ersten Woche durfte ich einen Brennpunkt über den damaligen DFB-Präsidenten Neuberger schreiben. In der zweiten Woche schickte man mich zum Training des FC Bayern. Ein halbes Jahr später war ich bei einem Europapokalspiel in Warschau. Im Bus saß ich neben Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt, im Flugzeug hinter Jupp Heynckes. Ich bin nie auf eine Journalistenschule gegangen. Mir wurde nie erklärt, wie der Job geht. Ich war maßlos überfordert. Und doch schickte man mich 1988 bei der Fußball-Europameisterschaft zum Finale. Ein Jahr später durfte ich Boris Beckers dritten Wimbledon-sieg beschreiben, und beim Davis Cup ging es kurz darauf bis nach Argentinien.

Becker, Graf, Muhammad Ali: „Es ging zu schnell“

Das ging alles viel zu schnell, um es zu begreifen, inklusive dreier VDS-Preise. Irgendwann bekam ich ein Angebot des stern. Ich zog nach Hamburg, meine erste Dienstreise ging nach Madagaskar und dauerte dreieinhalb Wochen. Danach brachten wir im stern Beckers erstes Kind zur Welt und durften exklusiv aus Steffi Grafs Elternhaus berichten. Es war aber auch die große Zeit von Maske, Rocchigiani und Michalczewski. Ich begleitete Axel Schulz zum WM-Kampf nach Las Vegas, und als ich 1996 gekündigt hatte und als freier Korrespondent nach New York ging, drehte sich meine erste Reportage für den stern um einen Besuch bei Muhammad Ali anlässlich des Dokumentarfilms „When We Were Kings“.

Es gibt schlechtere Einstiege ins Berufsleben. Und so schrieb ich in meiner New Yorker Zeit noch einige Jahre über Basketball, Eishockey, Football und Boxen. Aber es war nicht mehr dasselbe als in den Anfangsjahren bei der SZ. Mir wurde zunehmend bewusst, dass Sport in Amerika eine mit Glamour, Show und Kommerz zugekleisterte Entertainmentware ist. Ein Match jagte das andere, die Helden

wechselten von Woche zu Woche, und irgendwann wusste ich nicht mehr, wer einige Monate zuvor den Stanley Cup oder den Super Bowl gewonnen hatte. Gerade das Boxen, mit dem ich als freier Journalist am meisten Geld verdiente, war ein mieser Kosmos voller dunkler Gestalten, Korruption und Gewalt.

Am Ende schrieb ich kaum noch über Sport, sondern überwiegend Gesellschaftsreportagen. Polygamisten, Polizeigewalt, Graceland, Hollywood, Unschuldige Todeskandidaten, Schwarze Bluesmusiker, Whisky in Kentucky. Und auch nach meiner Rückkehr aus Amerika sind wir nie wieder richtig zusammgekommen, der Sport und ich. Auch wenn ich mit Texten über ein Fußballprojekt für Mädchen mit Migrationshintergrund in Bremen und die Handballprovinz Ostwestfalen-Lippe noch mal VDS-Preise gewonnen habe.

Die Bösen: Hoeneß, Rummenigge, Infantio

Inzwischen bin ich komplett raus. Bei Fußball denke ich zunächst an katarische Scheichs, russische Oligarchen und US-amerikanische Investoren; bei Radfahren an Doping. Bei Schwimmen, Skilanglauf und Leichtathletik auch an Doping. Bei Turnen sind es gequälte Kinder. Bei Messi ist es Steuerhinterziehung und bei Ronaldo Steuerhinterziehung und der Verdacht sexueller Übergriffe. Meine alten Sportjournalistenkumpels sagen, ich würde es mir zu einfach machen. Sie haben Recht. Kann aber auch keiner raus aus seiner Haut. Wenn ich die zwei von der Ehrentribüne in der Allianz Arena sehe, denke ich neuerdings an das Zitat eines älteren Berliners in einer Charlottenburger Fußballkneipe.

Dabei will ich gar nicht hetzen gegen Hoeneß oder Rummenigge, wo es doch bei der Fifa einen Giovanni Infantino gibt und beim IOC den Präsidenten Bach. So viel kriege ich schon noch mit, dass die anscheinend ganz in der Tradition ihrer Vorgänger Havelange, Blatter und Samaranch stehen. Man kann ihnen und ihren Werbeparolen gar nicht ent-



Zehn-Minuten-Interview mit Timo Werner in Leipzig.

FOTO: PRIVAT

gehen. Fairer Wettstreit der Jugend. Das wunderbare Spiel mit dem runden Leder, das die Welt verändert. Komme bloß keiner auf die Idee, es ginge um Milliarden. Ich glaube, Cesar Luis Menotti hat vor vielen Jahren gesagt: „Sport verändert nichts.“ Und das kann man so stehen lassen, wenn man mal von der Natur in und um Sotschi absieht, oder den Betonruinen, die die Fußball-WM in Brasilien hinterlassen hat.

Februar 2018. Das Telefon klingelt. Olli Wurm sucht einen Autor für sein Fußballgold-Magazin zur WM in Russland. Er sagt, er habe einen Interviewtermin mit Timo Werner in Leipzig. Die Vorgabe sei, Werner zum Thema „Tempo“ zu befragen. Ob

ich Lust hätte. Ich sage, ich hätte so was zuletzt vor 15 Jahren gemacht. Aber wir haben einige Wochen zuvor bei einem gemeinsamen Freund in Hamburg nett geplaudert und dabei Rotwein getrunken. Warum nicht?

Drei Tage später. Leipzig, Stadion des Friedens. Es ist kalt und grau. Gleich könnte es anfangen zu regnen. Werner ist wegen Adidas gekommen. Deren neuer Schuh, Modell Nemeziz, muss vor der WM noch beworben werden. In allen Farben. Orange. Rot. Blau. Neongrün. Zu jeder Farbe streift Werner ein passendes T-Shirt über. Der WM-Ball Telstar 18 ist ebenfalls im Einsatz. Dribbeln. Schießen. Posieren. Ein Fotograf. Zwei Assistenten. Eine Visagistin.

Ein PR-Mann von Adidas. Ein PR-Mann von Werner. Zwei Stunden später tragt Werner verfroren in die Umkleidekabine. Nun bin ich dran. Der Adidas-Mann sagt: „Zehn Minuten, Timo muss gleich weiter zum nächsten PR-Termin.“

Dafür war ich neun Stunden unterwegs. Und am Ende stand die Hälfte von Werners Antworten aus meinem Manuskript fast wortgleich in einer Tageszeitung. Dummerweise auch noch vor dem Erscheinen des Fußballgold-Magazins von Wurm. Das Thema auch hier: „Tempo.“

Zufall, Pech, dumm gelaufen? Egal, in Zeiten des Internets und der Dauerberieselung durch das Fernsehen geht sowieso alles unter in einer großen Kakophonie der Belanglosigkeiten, gerade im Fußball. Ich habe mir mal die Mühe gemacht und bin für zwei Stunden auf YouTube gegangen und habe „Fußball“ und „Bundesliga“ eingegeben. Heraus kamen Wontorra und Helmer und ihre Debattierklubs, Podcasts ohne Ende, darunter einer der Frankfurter Rundschau namens „Volltreffer“. Etliche junge Menschen mit ulkigen Mützen sprachen aufgeregt zu sich selbst ohne dass man verstanden hätte warum. Es ging unter anderem um den Haarschnitt von Dortmund Spielern, was Hamann über Lewandowski sagt und Salihamidzic über Hamann. Bevor Naldo und Kevin Volland ihre Lieblingssongs präsentierten, habe ich mich ausgeklickt.

Ich werde dieses Jahr 59. Meine aktive Sportlaufbahn ist schon lange vorbei. Nach drei Knieoperationen reicht es gerade noch für einen Waldspaziergang. Und das ist schade, denn ein bisschen Laufen würde mir gut tun. Es ist ja nicht nur der Cholesterinspiegel. Geh ich halt mal wieder Schwimmen. Aber das, was man unter großem Sport versteht, wird auch weiter überwiegend an mir vorbeigehen. Deutscher Fußballmeister? Mir egal. Olympia? Schau ich seit 1996 nicht mehr. Alpine oder nordische Skiweltmeisterschaften? Weiß gar nicht, wann die stattfinden. Sportler des Jahres 2018? Keine Ah-

nung. Logisch, dass ich keinen Sportjournalismus mehr mache. Gerade als Journalist sollte man machen, was einen aufrichtig interessiert und bewegt. Alles andere hat wenig Sinn.

Das Kuriose ist: Jedes Mal, wenn ich eine Tageszeitung in die Finger kriege, schlage ich als erstes den Sportteil auf. Wie vor mehr als 40 Jahren, als ich anfang, regelmäßig Zeitung zu lesen. Old habits die hard. So war es auch Anfang Februar. Ich war mit meiner Familie auf dem Weg von München nach Venedig, und im Zugbistro gab es die SZ. Der Aufmacher im Sport war ein ganzseitiges Interview mit Viktoria Rebensburg. Lockerer Einstieg, schön komponiert, professionell gemacht. Nach einer Spalte blätterte ich um. Beim Spielbericht Freiburg gegen den VfB (2:2) schaffte ich nur den Vorspann. Der Rückblick auf den Super Bowl. Text von Jürgen Schmieder, von dem ich außerhalb des Sportteils schon viel gelesen hatte. Bemerkenswert, was der Kollege in den USA leistet, erst recht als freier Korrespondent. Nach zwei Absätzen stieg ich aus.

Auch das möge man bitte nicht falsch verstehen. Ich weiß nicht, wie es besser geht. Ich habe keine spannenderen Themen. Ich sage auch nicht, früher war alles toller. Das war es nicht zu meiner Zeit und vermutlich auch nicht davor. Am Ende kommt es darauf an, was man sieht oder nicht sieht. In meiner Kindheit habe ich Figuren wie Eddie Merckx und Didi Tharau bewundert und an das Wunder von Bern geglaubt. Boris Becker? Ein Held. Heute weiß ich, dass man auch in den Siebzigerjahren bei der Tour de France nicht mit Schokocroissants und Milchkafee über die Alpen kam. Ich vermute, dass 1954 beim WM-Finale nicht nur Willenskraft, Disziplin und Zielstrebigkeit den Ausschlag gaben. Und für Boris Becker wäre es vielleicht besser gewesen, er hätte 1985 Wimbledon nicht gewonnen.

Seien wir ehrlich: Die schöne Unschuld, das, was der Sport immer noch als Mantra verkauft, die reine Freude am Spiel, dabei sein ist alles, hat es nie ge-

geben. Nicht mal im antiken Griechenland. Und nur weil wir die Abgründe meist ausblenden, heißt das noch lange nicht, dass sie nicht da sind.

Nachdem ich den Sportteil zur Seite gelegt hatte, schaute ich aus dem Zugfenster. Es war ein traumhaft schöner Wintertag. Verschneite Landschaft, die Berggipfel glitzerten in der Sonne. Eine Welt wie gemalt. Als es in der Poebene dunkel wurde, fiel mir die Zeitung wieder ein. Und ich fand zwei Texte im Sportteil, die ich zu Ende gelesen habe. Ein Nachruf auf den zwischen Triumph und Tragik gefangenen finnischen Skispringer Matti Nykänen. Und ein kurzer Einspalter, der handelte von den angeblichen Vergewaltigungen im österreichischen Skiteam in den sechziger- und siebziger Jahren. Genau so war's!



Gerhard Waldherr, geb. 1960 in Bad Tölz, volontierte nach dem BWL-Studium in der Bad Tölzer Redaktion der Süddeutschen Zeitung und beendete das Volontariat 1987 in der Münchner SZ-Sportredaktion. Nach sechs Jahren als SZ-Redakteur, in denen er den Großen Preis des Verbands Deutscher Sportjournalisten und zweimal in der Kategorie Feuilleton gewann, wechselte

er zum Stern. 1996 ging Waldherr als freiberuflicher Korrespondent nach New York, von wo er u.a. für Die Zeit, Geo, Spiegel special, Stern, Süddeutsche Zeitung, Neue Zürcher Zeitung und die Welt schrieb. Danach arbeitete er zwei Jahre als freier Reporter, überwiegend in Asien. 2006 wurde Waldherr Chefreporter des Wirtschaftsmagazins brand eins. Seine Texte wurden für den Egon-Erwin-Kisch-Preis und den Deutschen Reporterpreis nominiert und mit dem 1. Preis des Verbands Deutscher Sportjournalisten ausgezeichnet. 2012 erhielt er diese Auszeichnung zum fünften Mal. Seit 2015 arbeitet Waldherr als Autor und Berater im Bereich Corporate Publishing und schreibt Bücher. Von 1980 bis 1985 spielte er in der 2. Eishockey-Bundesliga für die Vereine EC Bad Tölz und TuS Geretsried. Gerhard Waldherr ist seit 1988 VMS-Mitglied.